St. Quirinus-Blatt

Wochenſchrift zur religiöſen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 33. Sonntag, 16. Auguſt. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 16. Auguſt: Joachim.
Montag, den 17. Auguſt: Hyacinth.
Dienstag, den 18. Auguſt: Helena.
Mittwoch, den 19. Auguſt: Sebald.
Donnerstag, den 20. Auguſt: Bernhard.
Freitag, den 21. Auguſt: Franziska.
Samstag, den 22. Auguſt: Timotheus.

Sonntagsleſung.

Die Tauben macht er hörend. Es gibt keinen größeren Tauben, als den, der nicht hören will. Dieſer alte Spruch kommt einem wohl in den Sinn, wenn man überlegt, wie viel hundert und tauſend Predigten an einem Sonntag in Stadt und Land von der Kanzel gehalten und wie viel hunderttauſende es gibt, die dieſelben hören. Außer Feſtreden oder ſolchen zu Ehren eines Heiligen haben dieſe Predigten meiſt einen ermahnenden, belehrenden, vom Böſen abſchreckenden und zum Guten aufmunternden Charakter. Und doch, wo bleibt vielfach die Wirkung? Sind nicht die Zuhörer durchgehends Montags, wie ſie auch Samstags waren? Woher mag das kommen? Er macht die Tauben hörend. Will man von einer Predigt Nutzen haben, ſo muß die göttliche Gnade helfen. Aber wer denkt daran? Wer bittet um ſie? Man ſingt wohl das „O ſende Gott uns deinen Geiſt, in dieſer Predigtſtunde“, aber wie wenige denken ſich etwas dabei. Die Ohren ſind vielfach verſtopft durch allerhand Gedanken, die nicht ins Gotteshaus hineingehören, durch Gedanken ans Geſchäft, an einen neuen Hut, an den Nachmittagsausflug, an Radrennen, Fußballklub und Tanzmuſik. „Wenn du beteſt, ſo bereite dich dazu vor und ſei nicht wie ein Menſch, der Gott verſucht,“ ſteht in der hl. Schrift. Das gilt auch für die Anhörung des göttlichen Wortes. Man muß einen geneigten, willigen Sinn mitbringen, dann macht die Gnade auch die Tauben hörend.

Heiligung der täglichen Werke.

Von den Pflichten der Dienſtboten.

XXXIII.

Der Dienſtbotenſtand iſt ein ungemein zahlreicher. Von den Dienſtboten hängt nicht ſelten das Glück oder Unglück ganzer Familien ab. Es iſt alſo gerechtfertigt, daß die Pflichten derſelben noch beſonders zur Darſtellung kommen. Hat dich die göttliche Vorſehung zum dienen beſtimmt, ſo ſammle Verdienſte für Zeit und Ewigkeit, denn:

1. Dein Stand iſt nicht leicht an und für ſich. Sein Brot und Unterkommen in der Fremde ſuchen, Geſundheit und Körperkraft zum Vorteil eines Andern verwenden, ſeiner Freiheit und ſeinem eigenen Willen entſagen und Anderen untergeben ſein müſſen — iſt in Wahrheit ein hartes Los, und ſelbſt das beſte Dienſtverhältnis iſt ein Joch, das ſchwer auf dem Nacken liegt, beſonders wenn es faſt die ganze Lebenszeit dauert. Wahrlich beklagenswert iſt der Dienſtbote, welcher ſich keine Verdienſte vor Gott ſammelt. Denn wenn du auch in den verſchiedenen Dienſten 30 oder 40 Jahre viel Bitteres und Hartes erfahren, deine ganze Geſundheit und all deine Kräfte aufgerieben haſt, welch' ein ſchlechter Troſt für dich, wenn du davon in der Ewigkeit keinen Lohn zu hoffen hätteſt!

2. Dein Stand iſt nicht leicht in Anſehung der Herrſchaft. Unter den Dienſtherrſchaften iſt ein großer Unterſchied. Einige ſind ſanftmütig, gelaſſen, friedfertig und geduldig, andere dagegen hochmütig, ehrgeizig, neidiſch, karg, launenhaft, argwöhniſch, hart und leidenſchaftlich, weitaus die meiſten haben neben manchem Guten dieſes und jenes Schlimme an ſich. So oft du den Platz wechſelſt, findeſt du andere Leute, die jedesmal ihre Eigenſchaften und Launen haben, in welche du dich fügen mußt; gewiß, alle Jahre und noch öfters ſeinen Herrn und ſeinen Aufenthalt ändern müſſen, iſt hart, ſehr hart. Wer nicht ſtets Gott vor Augen hat, wer ſich nicht ſelbſt überwindet und verleugnet, wer nicht aus übernatürlichen Urſachen ſeine Bürde täglich von neuem auf ſich nimmt und dadurch Gottes Wohlgefallen zu erringen trachtet, dem wird ſein Stand als Dienſtbote zum halben Martyrertum.

3. Dein Stand iſt nicht leicht in Hinſicht der mit ihm verbundenen Gefahren. Zwar hat jeder Stand ſeine Gefahren, aber der der Dienſtboten wohl die größten. In der Regel drohen ihnen die größten Gefahren im eigenen Dienſthauſe. Gefahren nicht ſelten gar von der Herrſchaft ſelber, Gefahren von Kindern, Gefahren von Mitknechten und Mitmägden, Gefahren von jenen, die das Haus oft beſuchen; man ſchmeichelt, man verſpricht und macht Geſchenke, man droht und braucht Gewalt, die Dienſtboten zur Sünde zu verleiten. Welche Standhaftigkeit und Tugendhaftigkeit iſt notwendig, ſolche häufige und ſtarke Anfälle zurückzuſchlagen, ſolche Verlockungen zurückzuweiſen, ſolchen Fallſtricken auszuweichen? Nur die ſtete, lebendige Gottesfurcht wird dich unverſehrt erhalten und unüberwindlich machen!

Uebungen.

1. Sei getreu im Dienſte gegen Gott. Deine erſte und vorzüglichſte Sorge muß dahin gehen, Gott getreu zu dienen; denn dieſer iſt dein höchſter Oberherr, und ihm zu dienen, dazu biſt du von ihm erſchaffen worden. Alle anderen Herren dieſer Welt, ſeien ſie groß oder klein, können dich nicht einmal zeitlich in Wahrheit glücklich, geſchweige denn ewig glückſelig machen. Deshalb diene Gott, ihn rufe täglich an, ihm bringe deine Arbeiten und Mühen zum Opfer; widme ihm die Sonn- und Feſttage und laß dich unter keinen Umſtänden zur Beleidigung Gottes verleiten. Ob du auch ein armer, vielgeplagter Dienſtbote ſeieſt, du biſt reich genug, wenn du ein wahrer Diener Gottes bleibſt, ja, du wirſt alsdann unendlich reich und glücklich werden.

2. Sei getreu im Dienſte für deine Seele. Sei es, daß du an Vermögen, an Kenntniſſen, an Talenten und Gaben weit von Anderen übertroffen werdeſt, du haſt dennoch eine edle, unſterbliche Seele, die für den Himmel geſchaffen und von deinem Erlöſer ſo teuer erkauft wurde, als die Seelen deiner irdiſchen Herren; dieſe deine unſterbliche Seele, das lebendige Ebenbild des lebendigen Gottes, rein und unſchuldig zu erhalten und einſtens in den Himmel zu bringen, muß dein erſtes und wichtigſtes Geſchäft ſein. Was helfen die guten Dienſte, eine milde Herrſchaft, guter Lohn und gute Koſt uſw., wenn du deine Seele in denſelben verlierſt? In welchem Hauſe deine Seele in Gefahr ſteht, da bleibe keine Woche, ja keinen Tag lang! —

3. Sei getreu gegen deine Herrſchaft. Die eigenen Leute können nicht alles beſorgen, vieles müſſen ſie den Dienſtboten anvertrauen, z. B. Geld, Geldeswert, Speiſevorräte, Kleider, Keller und Küche. Welch' beträchtlichen Schaden können die Dienſtboten anrichten, wenn ſie nachläſſig und unachtſam ſind, oder gar heimlich wegnehmen vertragen, verkaufen? Keine Diebe ſind ärger, als die Hausdiebe, weil man ſie zum Diebſtahl hin noch füttern muß. Man kommt den Diebereien oft lange nicht auf die Spur, bis der Schaden ſchon beträchtlich iſt. Nimm dich in acht vor ſolcher Untreue, wenn du nicht deine Ehre, dein Glück, deine Seele und Seligkeit verlieren willſt. Ein großer Schaden iſt bald getan, aber nicht ſo bald gut gemacht. Deshalb bitte ich dich, bei der Liebe Chriſti, beſorge, verwalte alles treu und redlich, was dir anvertraut iſt. Keinen Pfennig und keines Pfennigs Wert ent-

---

Wenn aber der Verluſt der Religion notwendig zum Verluſt der Sittlichkeit führt, ſo kann man aus dem Verfall der Sittlichkeit mit demſelben Rechte auf den Verfall der Religion und die Zunahme des Unglaubens ſchließen. Und da kommen wir auf einen Punkt, den man, wie uns ſcheint, viel zu viel und viel zu leicht überſieht.

Man ſchreibt und ſpricht gegen die heute ſo ſchamlos auftretende Mode, verurteilt ſie als unanſtändig, unſchicklich, unäſthetiſch, aber wer denkt daran, daß dieſelbe auch ein Zeichen weit verbreiteten Unglaubens iſt!

Es kann doch denen aus der katholiſchen Jugendwelt, die ſchrankenlos dieſe unanſtändige Mode mitmachen, nicht verborgen ſein, daß ſie dadurch Aergernis geben? Das wiſſen ſie aus den Erlaſſen der Biſchöfe, das hören ſie aus den Donnerreden auf der Kanzel.

Man weiß aber auch, daß der göttliche Heiland ein erſchütterndes Wehe über den Aergernisgeber ausgerufen, und daß der Einzelne, der Aergernis freiwillig anſtiftet, eine furchtbare Verantwortung auf ſich ladet. Vereitelt er doch den Liebeswillen des Vaters, der will, daß alle Menſchen zur Seligkeit gelangen, das Erlöſungswort des Sohnes, der für alle geſtorben, die liebende Sorge der Engel, auch wenn nur eine Seele verloren geht. Und der göttliche Heiland bringt das Aegernis in eine gar nahe Beziehung zum Glauben, wenn er ſagt: „Wer eines von dieſen Kleinen, die an mich glauben, ärgert uſw.“

Und da tut man heute oft noch ſo groß mit dem ſogenannten religiöſen Aufſchwung, läßt ſich durch Feſte, Feſtzüge, Feſtreden, Feſtverſammlungen, Hochrufe uſw. täuſchen, während auf der anderen Seite ein ſolch allgemeines Aergernis, wie es in dieſer ſchamloſen Mode von einem nicht geringen Teil auch der katholiſchen Frauenwelt gegeben wird, einen außerordentlichen Tiefſtand nicht bloß des moraliſchen, ſondern auch des gläubig religiöſen Lebens bekundet.

Es gibt in dieſer Beziehung merkwürdige Bilder. Kongregationen, die doch die Elite der weiblichen Jugend in religiöſer und ſittlicher Beziehung ſein ſollen, und ſich etwas zu gute tun auf ihr blaues Band, kommen von fern und nah ſich die Jahrtauſendausſtellung beſehen. Wie viele aber ſind darunter, welche die ernſten Vorwürfe der Biſchöfe bezüglich der Kleidertracht auf ſich beziehen müßten, und neben der Truppe müſſen als Führer und Schützer der Kaplan oder Ortspaſtor als Leiter und Hirt dieſer der Mutter Gottes geweihten Schäflein einherwandeln.

Einem Borromäusverein hat ſich ein Fräulein freiwillig zur Verfügung geſtellt, Sonntags die Bücher auszuteilen. Sie iſt ängſtlich beſorgt, daß den jungen Backfiſchlein nichts Schlüpfriges in die Hände fällt, und ſie ſelbſt ſteht derart dekollettiert und herausfordernd vor der jungen Schar, daß ſie in ihrer Erſcheinung ſchlimmer wirken kann auf das junge Gemüt, als ein leichtfertiges Buch. Und was ſoll man erſt von denen ſagen, die in ſolch ärgerniserregenden Anzügen in die Kirche eindringen und gar ungeniert zur Kommunionbank ſchreiten! Man meint, man hörte den göttlichen Heiland, den Gaſtgeber reden: „Wie biſt denn du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhaſt?“ Wirklich, die Klagelieder des Jeremias könnte man anſtimmen auch über einen großen Teil des Volkes, das ſich katholiſch nennt.

Wie enge Unglaube und Sittenloſigkeit zuſammenhängen, zeigt uns die Geſchichte Frankreichs zu Ende des 17. Jahrhunderts. Das Zeitalter Ludwig XIV. mit dem ganz leichtfertigen Leben und einer ärgerniserregenden Kleidung an ſeinem Hofe war auch das Zeitalter Voltaires, des bekannten Apoſtels des Unglaubens, und die franzöſiſche Nation, in ihren Führern dieſer beiden Stützen, des Glaubens und der Sittlichkeit beraubt, ſah gerade in der alles zerſtörenden Revolution des Himmels Strafe über ſich hereinbrechen. Von dem Zuſammenhang der Revolution an den damaligen Zuſtänden äußert ſich der nichtkatholiſche Geſchichtsſchreiber Julian Schmidt: „Indem der menſchliche Geiſt ſich gleichzeitig von allen Vorausſetzungen der Religion und des ſittlichen Lebens losreißen wollte, büßte er vollſtändig ſeinen Schwerpunkt ein und die beſtehenden Zuſtände hatten die Macht verloren, den revolutionären Ideen Widerſtand zu leiſten.“

Der Hageſtolz.

6)

Erzählung von Adalbert Stifter.

„Ihr habt geſagt, daß Euch zu meinem Unterhalte ein Geld angewieſen worden ſei, das Ihr alle Jahre empfangen ſolltet. — Ihr habt geſagt, daß Ihr das Geld empfangen habt — und ferner habt Ihr geſagt, daß Ihr das Geld für mich auf Zinſen angelegt und allemal auch die Zinſen dazu getan habt.“

„Ja, das habe ich geſagt, und das habe ich getan.“

„Nun ſeht, Mutter, da ſagt mir mein Gewiſſen, daß es nicht recht ſei, wen ich das Geld von Euch annehme, weil es mir nicht gebührt — und da bin ich gekommen, um es Euch vorher lieber im Guten zu ſagen, als daß ich nachher das Geld ausſchlüge und Euch erzürnte. — Seid Ihr böſe?“

„Nein, ich bin nicht böſe,“ ſagte ſie, indem ſie ihn mit freudeſtrahlenden Augen anſah — — „aber ſei kein thörichtes Kind, Viktor! Du ſiehſt wohl ein, daß ich dich nicht des Gewinnes wegen in mein Haus aufgenommen habe — um des Gewinnes willen hätte ich nie ein Kind genommen — daher iſt ja das, was von dem Gelde jährlich übrig geblieben iſt, von rechtswegen dein. Höre mich an, ich werde es dir erklären. Die Kleider hat der Vormund herbeigeſchafft, für Speiſen haſt du keine Auslagen verurſacht — du aßeſt ja kaum wie ein Vogel und das Gemüſe und das Obſt und das andere, wovon du genoſſeſt, das hatten wir ja alles ſelbſt. Siehſt du nun? — Und daß ich dich ſo liebgewonnen habe, das hat mir dein Vater nicht aufgetragen, das ſtand auch in keinem Teſtamente und dafür kannſt du nichts. Begreifſt du nun alles?“

„Nein, ich begreife das nicht und es iſt auch nicht ſo. Ihr ſeid nur wieder zu gut, daß Ihr nichts als Scham auf mein Herz ladet. Wenn nach Abzug der Koſten wirklich in jedem Jahre etwas übrig geblieben wäre, und Ihr hättet das für mich aufbewahrt, ſo wäre es ſchon nur eine Liebe und Güte geweſen; und nun ſagt Ihr, daß alles übrig geblieben iſt — was man faſt nur mit Schmerzen anhören kann. — Ihr habt ohnedies getan, was kaum zu verantworten iſt: Ihr habt mir nicht nur eine ſchöne Stube gegeben, ſondern habt auch das gerade hineingeſtellt, was mir lieb und wert war; Ihr habt mir Speiſe und Trank verſchafft und Euch nur Arbeit. Das ganze Reiſegeräte habt Ihr jetzt wieder gekauft; von Euren Feldern und Gärten habt Ihr das Nötige abgekargt, daß ſchöne Linnen und anderes in meiner Lade liegen — — und wenn ich in früheren Zeiten alles hatte, was ich bedurfte, ſo ginget Ihr hin und gabet mir noch etwas — und wenn ich auch das hatte, ſo ſtecktet Ihr mir jeden Tag noch heimlich zu, was Euch deuchte, daß es mich freuen wird. — Ihr habt mich lieber gehabt als Hanna!“

„Nein, mein Viktor, da tuſt du mir unrecht. Du verſtehſt das Gefühl noch nicht. Was nicht vom Herzen geht, geht nicht wieder zu Herzen. Hanna iſt meine leibliche Tochter — ich habe ſie im Schoße unter dem eigenen Herzen getragen, das ihrer Ankunft entgegenſchlug — ich habe ſie dann geboren: in ſpätem Alter iſt mir das Glück zuteil geworden, als ich ſchon hätte ihre Großmutter ſein können — mitten unter dem Schmerze über den Tod ihres Vaters habe ich ſie doch mit Freuden geboren — dann habe ich ſie erzogen — —und ſie iſt mir daher auch lieber. Ich habe aber auch dich ſehr geliebt, Viktor. Seit du in dieſes Haus gekommen und aufgewachſen biſt, liebte ich dich ſehr. Oft war es mir, als hätte ich dich wirklich unter dem Herzen getragen — — und ich hätte dich ja eigentlich unter dieſem Herzen tragen ſollen; es war Gottes Wille, wenn es auch nachher anders geworden iſt — ich werde dir das erzählen, wenn du älter geworden biſt. Und zuletzt, daß ich es ſage, um Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, ihr werdet mir wohl beide gleich lieb ſein. — — Mit dem Gelde machen wir es ſo, Viktor: man muß keinem Menſchen in ſeinem Gewiſſen Gewalt antun und ich dringe daher nicht mehr in dich; laſſen wir das Geldanliegen bleiben, wo es jetzt liegt, ich werde eine Schrift verfertigen, daß es dir und Hanna ausgefolgt werde, wenn ihr großjährig ſeid; dann könnt ihr es teilen, oder ſonſt darüber verfügen, wie ihr wollt. Iſt es dir ſo recht, Viktor?“

„Ja, dann kann ich ihr alles geben.“

„Laſſe das nur jetzt ruhen. Wenn die Zeit kommt, wird ſich ſchon finden, was mit dem Gelde zu machen ſei. Ich will dir noch auf das andere antworten, was du geſagt haſt, Viktor. Wenn ich dir heimlich Gutes tat, ſo tat ich es auch Hanna. Die Mütter machen es ſchon ſo. Seit du in unſer Haus gekommen biſt, iſt es beinahe, als wäre ein größerer Segen gekommen. Ich konnte für Hanna jährlich mehr erſparen, als ſonſt. Die Sorge für zwei iſt geſchicktere und geübtere Sorge, und wo Gott für zwei zu ſegnen hat, ſegnet er oft für drei. — O Viktor! die Zeit iſt recht ſchnell vergangen, ſeit du da biſt. Wenn ich ſo zurückdenke an meine einſtige Jugend, ſo iſt es mir: wo ſind denn die Jahre hingekommen, und wie bin ich denn ſo alt geworden? Da iſt noch alles ſo ſchön, wie geſtern — die Berge ſtehen noch, die Sonne ſtrahlt auf ſie herunter und die Jahre ſind dahin, als wie ein Tag. — Wenn du Nachmittag, wie du ſagſt, oder etwa morgen noch einmal in den Wald hinaufgehſt, ſo ſuche eine Stelle auf — man könnte ſie von hier beinahe ſehen — ſiehſt du, dort oben in der Bergrinne, wo das Licht gleichſam über die grünen Buchen herabrieſelt. — Die Stelle iſt für dich bedeutſam. Es quillt ein Brünnlein hervor und fließt in die Bergrinne nieder, über das Brünnlein legt ſich ein breiter flacher Stein und eine ſehr alte Buche ſteht dabei, welche unten einen langen Aſt ausſtreckt, auf den man Tücher legen, oder einen Frauenhut aufhängen kann.“

„Ich kenne die Stelle nicht, Mutter, aber wenn Ihr wollt, werde ich hinaufgehen und ſie aufſuchen.“

„Nein, Viktor, dir iſt ſie doch nicht ſo nahe, wie mir — auch wirſt du andere wiſſen, die in deinen Augen ſchöner ſind. Laſſen wir das. Sei über alles ruhig, denke nicht mehr an das Geld und ſei nicht traurig. Ich weiß es, der Schmerz über die Scheidung iſt ſchon in dir, und da nimmſt du alles tiefer auf, als es iſt. — — Du ſagteſt, daß du heute noch an dem Buchengewände hinaufgehen willſt: haſt du aber auch geſehen, wie ſich kein Zweiglein in dem Garten rührt und die Baumwipfel gleichſam in den Lüften ſtocken; ich denke, es könnte ein Gewitter kommen, du mußt nicht ſo weit gehen.“

„Ich gehe nicht zu weit und ich kenne ſchon die Gewitterzeichen; wenn ſich einige zeigen, gehe ich nach Hauſe.“

„Ja, Viktor, halte ſo und es iſt gut. Willſt du nach einem Weilchen mit mir in die Stube hineingehen — es iſt ſchon bald Mittag — oder willſt du noch lieber hier herum ſein, bis es Zeit zum Eſſen wird?“

„Ich will noch ein wenig in dem Garten bleiben.“

„So bleibe in dem Garten. Ich werde hier noch die Schlupfen befeſtigen und nachſehen, ob mir das Geflügel nicht wieder die Leinwand verunreinigt hat.“

Er blieb noch eine Zeit bei ihr ſtehen und ſah ihr zu. Dann ging er in den Garten und ſie blickte ihm nach.

Hierauf befeſtigte ſie die eine Schlupfe und dann die andere, bis keine mehr fehlte. Sie wiſchte das Stückchen Erde weg, das ein Gänſefuß oder ein anderer auf das Linnen gebracht hatte. Sie lüftete jetzt dieſe und jene Stelle, daß ſie nicht zu ſehr an dem Graſe klebe. — — Und ſo oft ſie aufſah, ſah ſie ſich nach Viktor um und erblickte ihn vor dem einen oder dem andern Buſche des Gartens ſtehend, oder herumgehend, oder über die Planke hinaus nach der Gegend ſchauend. Dies dauerte ſo lange, bis plötzlich in der ſtillen heißen Luft das klare Mittagsglöcklein klang — für die Gemeinde das Zeichen zum Gebete, und für dieſes Haus nach ſtetiger Gewohnheit zugleich das Zeichen, daß man ſich zum Mittageſſen verſammeln ſollte. Die Mutter ſah noch, wie ſich Viktor auf den Schall des Glöckleins umwandte und dem Hauſe zuſchritt. Dann folgte ſie ihm.

Als der Jüngling in das Haus trat, ſah er, daß unterdeſſen Gäſte gekommen waren, nämlich der Vormund und ſeine Familie. Man hatte, wie es bei ſolchen Gelegenheiten oft geſchieht, Viktor eine Ueberraſchung machen und nebſtbei einen Tag auf dem Lande zubringen wollen.

Druck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei in Neuß.

wende, nicht das Geringſte verkaufe, verſchleiſe, verderbe — unter keinem Vorwande, auch dem ſcheinbar gerechteſten nicht. — Ein treuer Dienſtbote findet überall Brot und Auskommen, wird ſogar geſucht; der unredliche dagegen findet mit Recht alle Türen verſchloſſen.

4. Betrage dich tadellos gegen die Kinder des Hauſes. Die Kinder haben häufigen Umgang mit den Dienſtboten, deshalb üben dieſe einen großen Einfluß auf ſie aus. O, welch ein Unheil kann ein Dienſtmädchen anrichten, ſowohl bei kleineren als größeren Kindern, durch ſchlechtes Betragen, durch unreine Lieder und Zoten, durch ausgelaſſene Scherze, durch ärgerliches Anlaßgeben zu allerhand Sünden und Laſtern. Gewiß iſt: hundert und tauſend Kinder wären fromm und unſchuldig geblieben, wenn Knechte und Mägde ſie nicht verführt hätten. Chriſtlicher Dienſtbote, mache dich doch keiner fremden Sünden von ſo ſchwerem Gewichte ſchuldig! Ermahne die kleinen Kinder zum Beten, zur Andacht, zur Gottesfurcht; rede und tue nichts in ihrer Gegenwart, was ihre unſchuldige, reine Seele beflecken könnte. Merkſt du an den Kindern etwas Unrechtes, ſo mahne ſie liebreich; hilft es nicht, ſo ſage es den Eltern; halten dieſe den Kindern die Stange, ſo iſt es Zeit, den Dienſt zu verlaſſen.

5. Stelle dich möglichſt auf guten Fuß mit deinen Nebendienſtboten. Lebe friedlich mit ihnen und freundlich, ohne Eiferſucht, Neid und Mißgunſt. Schwärze ſie nicht an, verkleinere ſie nicht fälſchlich bei der Herrſchaft; ſiehſt du etwas Unrechtes, ſo ermahne ſie und zuletzt zeige es dem Hausvater oder der Hausmutter an. Dieſes muß aber aus chriſtlicher Liebe und nicht aus Gehäſſigkeit, in Schonung und ohne Uebertreibung geſchehen. Sollten deine Dienſt- und Hausgenoſſen, ja vielleicht die Kinder oder gar Herr und Frau ſelbſt dich verführen wollen, ſo verlaſſe ohne Zögerung den gefährlichen Dienſt, das ungeordnete Haus; denn du mußt Gott mehr fürchten, als die Menſchen. Die Geſchenke, mit denen man dich lockt, die Verſprechungen, mit denen man dir ſchmeichelt, ſind nur Fallſtricke, die dich in Sünde, Laſter und Verderben hineinziehen würden. Wollen ſie dich verführen, ſo verlaß ohne Verzug den gefährlichen Dienſt, wenn er auch noch ſo gut wäre. „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen."

6. Lebe friedlich mit deinen Nachbarn. Du magſt in der Stadt oder auf dem Lande leben, ſo kommſt du täglich mit verſchiedenen Leuten notwendig in Berührung. Da iſt nun ein kluges Benehmen erforderlich, um mit Allem gut auszukommen. Das Sicherſte iſt wohl, wenn du nicht leicht mit jemand allzu vertraut wirſt. Sei freundlich mit jedermann, grüße jedermann und danke, wenn man dich grüßt, liebe den Frieden und das gute Einvernehmen; bleibe gerne zu Haus, und wenn du Geſchäfte halber ausgeſchickt wirſt, ſo komme bald wieder heim. Was in deinem Hauſe vorgeht, erzähle nicht in andern Häuſern, auf Gaſſen, am Brunnen uſw. Laß dich nie zum Werkzeug und Zwiſchenträger verbotener Liebe und gefährlicher Zuſammenkünfte uſw. machen. O, wie unglücklich würdeſt du ſein, chriſtlicher Dienſtbote, wenn du in deinem harten Stande nicht Gott, ſondern dem Teufel dienen und das Werkzeug werden wollteſt, andere in ſein Netz zu verſtricken!

Maria Himmelfahrt.

Auf! Oeffnet euch, ihr ſel'gen Friedenslande! — Die Königsbraut naht euch voll Majeſtät, — Von Sonnenglanz und Frühlingshauch umweht, — Mit Macht gekrönt, in lichtem Feſtgewande.

Vereinſamt ſtand ſie einſt am Holz der Schande — In Jubelruf, in frohem Dankgebet, — Der Engel Volk jetzt grüßend zu ihr fleht — Entzückt von Stern zu Stern, von Strand zu Strande.

Erzengel dienen ihr. In Liebeswonne — Der Cherub eifernd mit dem Seraph ringt. — Der Erde Tochter wird des Himmels Sonne.

Unzählbar Harf' an Harfe zu ihr klingt. — Zu einem Lied verſchmilzt das Feſtgewimmel. — Ave Maria! widerhallt der Himmel.

Kevelaer.

Mit dem Feſte Maria Himmelfahrt gerät alljährlich das religiöſe Volksleben, zumal am Niederrhein und in dem benachbarten Holland, in eine eigentümliche Bewegung. Kein Ortsname ſchwebt da in Stadt und Land ſo oft auf den Lippen der frommen Leute, keine Eiſenbahnſtation wird an den Schaltern ſo oft als Zielpunkt der Fahrt genannt, als Kevelaer, der bekannte, in der Nähe von Geldern gelegene Wallfahrtsort.

Nicht das impoſante unermeßlich ſich ausdehnende Meer, wie die Nord- und Oſtſeebäder es bieten, nicht die hohen Schneealpen der Schweiz oder die herrlichen Täler Tirols rufen Tauſende und Abertauſende in dieſen ſtillen landſchaftlich reizloſen Ort, ſondern ein kleines Bildchen, an der Außenſeite einer kleinen Kapelle ſichtbar, vor dem von morgens früh bis zum ſpäten Abend ganze Scharen in frommer Andacht knien, vor dem Hymnen und Geſänge ſich aneinanderreihen, an dem große Prozeſſionen mit bunten Fahnen und Muſikchören betend und ſingend vorüberziehen.

Das Wandern und Wallen liegt ja im Menſchen, ſo lange unſere Stammeltern die erſte Wallfahrt nach dem Sündenfalle aus dem Paradieſe antreten mußten. 40 Jahre ſehen wir das Volk Iſrael durch die Wüſte wallen und wandern, bis zu dem ihnen verheißenen gelobten Lande; in den Völkerwanderungen ſehen wir ganze Stämme ihre Wohnſitze verlaſſen und andere aufſuchen. Berühmte Tempel, wie der zu Delphi, Dodonals Eichen in Epirus waren Jahrhunderte das Ziel vieler Wallfahrer und der reiche Oſten brachte nach den armen Mauern Mekkas ſeine Schätze. Die hl. drei Könige wallfahrten nach Jeruſalem und für viele iſt dieſe Stadt und Rom der Zielpunkt chriſtlicher Wallfahrer geworden. Und wer kennt nicht die Namen Einſiedeln, Loretto, Lourdes, Bornhofen, Telgte ꝛc.

Im Mittelpunkte der meiſten Wallfahrten wie auch in Kevelaer ſteht die Gottesmutter Maria. Wohl iſt es wahr, die meiſten Wallfahrer ſuchen Hilfe und Troſt in irgend einem Leid. Alle haben ein Anliegen, das ſie der Muttergottes empfehlen wollen. Fr. W. Weber hat dieſe Wallfahrtsſtimmung ſo poetiſch beſchrieben, wenn er ſagt:

Wie wollt's mir Sinn und Seele träumeriſch umweben,
Als ich vom Tal hinauf, erſt fern, dann näher
Geſang vernahm von Männern und von Frauen
Und ſilberhellen weichen Kinderſtimmen.
Ein ſeltſam Lied, ich hatt' es oft gehört
Und faſt vergeſſen, eine Wallerweiſe.
Uralt und ſchmerzlich ſüß; Maria hilf!
Maria hilf!, ſo rief ihr Klagelaut
Dem Himmel zu. Maria hilf uns allen
In dieſem Jammertal!" O, welch ein Anblick
Wallfahrer waren's, die vorüberſchritten,
Bloßen Hauptes, den Roſenkranz und Stäbe
In ihren Händen und in ihren kleinen Bündeln
Den Notbedarf der Reiſ' auf ihrem Rücken.
Manch bleiches Angeſicht war ſtill geſenkt,
Manch frommer Blick vertrauensvoll gehoben,
Und manche Träne fiel ins off'ne Buch.
Sie zogen in den Wald. „Maria hilf",
Und weiter, weiter fort. „Maria hilf".
Und dann noch einmal durch die Föhrenwipfel
Wie leiſer Widerhall „Maria hilf".

Man täte aber den Wallfahrern Unrecht, wenn man, wie das ſo oft geſchieht, in ihnen Einfältige, ſogenannte Primitive ſehen wollten, die meinen, auf wunderbare Weiſe von der Muttergottes Hilfe zu erwarten. Wunder zu ſehen und ein Wunder zu erwarten, daran denkt in Kevelaer und von denen, die dahin gehen, kein Menſch. In Kevelaer gibts kein Büro, um Wunder zu konſtatieren und erſcheint keine Zeitſchrift, über ſolche zu berichten. Man legt mit ſolchen Meinungen den ſchlichten Leuten Gedanken bei, die ſie nicht haben.

Gerade dieſe Wallfahrer fühlen religiös oft viel feiner und tiefer, als diejenigen, die ſich mit ihrer Gelehrſamkeit und Aufgeklärtheit in religiöſen Dingen brüſten. Sie, dieſe Wallfahrer fühlen ſich zu derjenigen hingezogen, die das Beſte ihres Weſens, ihr ganzes Selbſt in den Dienſt Gottes ſtellte, zu der, die als Magd des Herrn, ſich bedingungslos, ſchrankenlos der göttlichen Gnadenheimſuchung überließ und dadurch das erhabenſte Werkzeug der göttlichen Heilsgnade wurde.

Sie ſind ſtolz auf eine ſolche Jungfrau, zu der der Engel ſprach: „Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, der Herr iſt mit dir, du biſt gebenedeit unter den Weibern." Ward doch ein ſolches Wort noch nie zu einem Weibe geſprochen. Sie freuen ſich an einem ſolchen über alle anderen Menſchen erhobenen Weſen, welches die Niedrigkeit und Schlichtheit, aber auch der ſtarke frohe Glaube durchs Leben begleitet.

Sie wiſſen von Maria, daß in ihrem Leben Betlehem und Golgatha einen Weg härteſter Entſagung, heldenmütigen Selbſtverzichtes umgrenzen. Sie wiſſen, daß das Schwert, von dem an der Tempelpforte der fromme Simeon geſprochen, immer tiefer in ihre Seele drang, bis ſie auf Golgatha in tiefem, leidvollen Erleben und Verſtehen ihrem göttlichen Sohn dem eigenen Mutterherzen entwinden und dem Vater dahingeben mußte. Bei dieſen ſchlichten Pilgern ſteht das Seeliſche ſo im Vordergrunde.

Man geht nach Kevelaer zur auxilium christianorum, zur Hülfe der Chriſten, nicht, um um jeden Preis loszukommen von irdiſchem Leid, ſondern durch Marias Beiſpiel und Fürbitte die ſchönſte Gebetserhörung zu erlangen, die Gottergebenheit. Inſofern erſcheint Maria den Wallfahrern als die wirkliche „Tröſterin der Betrübten." Und keiner, der fromm nach Kevelaer gewallfahrtet iſt, iſt ohne dieſen Troſt zurückgekehrt.

O mögen ſie, die dieſes Weges fahren,
Heimbringen einen Schatz von Troſt und Glück,
Den nie die Welt mit ihrer Guſt verleiht,
Mit ſtolzen Burgen, weiten Ackerfluren,
Mit Gold und Ruhm und Rang und hohen Ehren.
Heimbringen zu der ſchmalen Feuerſtelle.
Das beſſere Kleinod ſtiller Gottergebenheit.
Daß wie Maria unterm Kreuz geſtanden
Und alles Leid mit ihrem Sohn getragen
Auch mutig ſie den Kreuzweg duldend wandern,
Bis auf ſich tut als Lohn fürs Leid des Himmels Freud.

Sommerabend.

Der Tag war heiß, nun weht es kühl — Und leiſe ſchauert es im Ried — Die Droſſel ſingt ihr Abendlied — Im Tannenwipfel an der Mühle — Die laute Arbeit iſt verſtummt — Die lärmenden Geſchäfte ſchweigen — Nur daß noch in den Lindenzweigen — Die nimmermüde Biene ſummt.

Die Wachtel ſagt, ſie will nun ſchlafen — Und wünſcht dem Landmann gute Nacht — Derweil der Mond am Himmel wacht — Der ſtille Hirt, bei ſeinen Schafen — Im Buſch erſtirbt der letzte Hauch — Das Huhn im Weiher ging zur Raſte — Und auf der Tanne dunklem Aſte — Die Droſſel, meine Freundin, auch.

Da horch, die Veſperglocke ſchallte! — Nun komm und bete, Menſchenkind! — Daß aller, die in Trauer ſind — Der milde Vater liebreich walte, — Und alle nehm' in ſeine Hut — Und deiner auch in Gnaden denke — Und dir ſo tiefen Frieden ſchenke — Als jetzt auf dieſem Tale ruht.

Ein lieber Beſuch.

Wenn man ſo Woche für Woche ein Sonntagsblatt ſchreibt und weiß und fühlt, welche Arbeit und Mühe das koſtet, ſo iſt es begreiflich, daß man wohl hie und da den Wunſch hegt, auch einmal zu hören, wie das Blättchen den Leſern, und deren ſind doch viele tauſende, wohl gefällt. Aber während ſonſt faſt jeder Ton ein Echo hat, iſt es eine Seltenheit, daß man über das Blättchen etwas hört, und wenn, ſo denkt man manchmal, wenn man die Leute kennt, ein wenig boshaft, der und die ſagen dir nur eine Schmeichelei, aber ſelber leſen ſie es nicht.

Gerade, wo wir daran dachten, klopfts an der Tür und ein großer Herr mit weißem Barte, ſcharfgeſchnittenen intelligenten Zügen tritt herein. 65 Jahre mochte er zählen. Er reichte mir die Hand mit einem Druck, der eine große Herzlichkeit verriet, nannte ſeinen Namen und ſtellte ſich dann als einen eifrigen Leſer des Sonntagsblättchens vor. Er habe extra einen 1½ſtündigen Weg gemacht, um den Mann einmal perſönlich kennen zu lernen, der das liebe Sonntagsblättchen ſchrieb, deſſen lehrreicher Inhalt allwöchentlich ſeine Freude ſei.

Was er mir nun darüber aus der Fülle ſeines Herzens und mit wirklich freudigem, rührendem Dankesbewußtſein ſagte, ging mich allein an. Aber was nun der gute Mann mir von ſich mitteilte, das war mir ſo intereſſant, daß ich es doch den Leſern zur Erbauung erzählen möchte.

Jung ſei er als ein armer Arbeiter in eine kleine Stadt gekommen und dort in ſtädtiſche Dienſte getreten, erſt bei der Polizei, dann als Wegeaufſeher. Er habe ſich tüchtig plagen müſſen, aber ſeine Behörde ſei mit ihm zufrieden geweſen und habe ihn von einem Poſten zum andern avancieren laſſen.

Eine liebe Frau habe er gehabt und noch, eine beſſere gäbe es nicht. 12 Kinder habe Gott ihnen geſchenkt. Die Haushaltung führen, nähen, flicken, ſtricken, ſelbſt noch für andere arme Leute und zuletzt noch auf einer Spulmaſchine arbeiten, das ſei ſeiner Frau Tages-, vielfach auch Nachtwerk geweſen.

Jetzt ſeien die Kinder groß und alle in ſchönen, ſicheren, ja einige ſogar in hochangeſehenen Lebensſtellungen. Fleiß, Sparſamkeit und der Segen von oben habe es ihm bei zeitweiligem langjährigem Lohn von 1 M. 50 Pf. den Tag ermöglicht, den talentvollen, fleißigen und braven Kindern eine Ausbildung geben zu laſſen, die ſie raſch zu dieſen Stellungen kommen ließ.

Einer ſeiner Schwiegerſöhne ſei Lehrer in einem Orte, wo viel ſozialdemokratiſche und kommuniſtiſche Familien wohnten. Dort habe er einmal an einem Tage der Prozeſſion, wie ſie an den drei Bittagen gehalten werden, beigewohnt, und da ſei es ihm ein ſo tröſtlicher Anblick geweſen, daß aus der Klaſſe dieſes ſeines Schwiegerſohnes kein Kind gefehlt.

Einer ſeiner Söhne ſei in einer Stadt ſtädtiſcher Beamter geweſen, und als er anderswo einen erſten Poſten bekommen, hätte man dem Scheidenden wochenlang Abſchiedsfeiern bereitet, die von einer Liebe und Verehrung Zeugnis ablegten, wie ſie ſonſt nicht leicht einem Beamten zuteil würden. Ein anderer Sohn ſei Teilhaber eines großen Handelshauſes und allen ſei die Liebe zur Religion und zu den Armen als Muttergabe ins Herz geſchrieben.

Er ſelbſt lebe nun im Ruheſtande, das Gotteshaus ſei nun ſeine liebſte Stätte und das Gebet ſeine liebſte Beſchäftigung. Früh morgens ſtehe er auf, der Anblick der aufgehenden und untergehenden Sonne, ein Spaziergang durch Garten und Feld ſei ihm ſchon Gottesdienſt und der Geſang der Vögel käme ihm wie das Loblied zum Preiſe des Schöpfers vor.

Alle Tage fühle er von neuem das Glück, ein katholiſcher Chriſt zu ſein, und was ſeinem religiöſen Empfinden Nahrung gäbe, das ſei ihm wahre Freude und Genuß.

Das ſei auch der Grund, warum er ſolche Freude am Sonntagsblättchen habe. Alle Nummern habe er verwahrt und laſſe ſie am Schluſſe des Jahres einbinden, daß ſie bei Kindern und Kindeskindern noch nach Jahrzehnten Gutes wirkten. Eines mache ihm das Blättchen beſonders lieb, daß es nämlich immer auf die Liebe, die Gottes- und die Nächſtenliebe dringe, deren Macht er an ſich ſelbſt erfahren.

Schade, meinte er treuherzig, daß ich ſchon ſo alt ſei und gewiß nicht viele Jahre das Blättchen mehr ſchreiben könne, aber ich würde doch gewiß für einen guten Nachfolger geſorgt haben.

Er ſtimmte mir zwar bei, als ich meinte, das Schreiben eines ſolchen Blattes ſei ſo etwas Perſönliches, daß man, es ebenſo wenig in der Schreibweiſe übertragen könne, wie man einem andern ſeinen Kopf aufſetzen könne.

Selten hat mir ein Beſuch ſolche Freude bereitet, wie der dieſes ſchlichten Mannes, und wenn er heute ſelber dieſe Zeilen lieſt, ſo mögen ſie ihm eine freundliche Erinnerung an das liebe halbe Stündchen ſein, das wir beiden Alten am Tage des hl. Dominikus miteinander verplaudern konnten.

Daß man das kleine Sonntagsblatt — Draußen im Land ein wenig gerne hat, — Das klingt dem geplagten Redakteur — Doch auch mal lieblich im Gehör — Doch wenn erſt Leſer ihm ſind hold — Mit einem Herzen von reinſtem Gold — Wie dieſer, den das Intereſſe treibt — Heut einmal zu ſeh'n den, der's Blättchen ſchreibt — Und ihm nun, wo er vor einem ſitzt — Das Feuer der Freud' aus den Augen blitzt, — Da dankt man doch Gott, daß er gegeben — Uns den Beruf in einem langen Leben — Und wenn man auch meint, man müſſe bald — Das Schreiben laſſen, weil man doch alt — Dann wird man wie eine Sanduhr geſchüttelt — Zu neuer Tätigkeit aufgerüttelt — Man ſetzt ſich vergnügt an den grünen Tiſch — Und läßt den ſtählernen Federfiſch — Tief in das Tintenfaß unterſinken — Um dort von dem ſchwarzen Naß zu trinken — Zu bringen es dann aufs weiße Papier — Daß es werd' für die Setzer eine feine Zier — Wenn nun zu fetten und dünnen Lettern — Die Feder will durch die Zeilen klettern. — So ſitzt man da und iſt guten Muts — Und ſagt ſich: paß auf, und ſchreib' auch was Gut's!

Kartoffelblüte.

Blühendes Kartoffelkraut — Sanft vom Sommerwind umkoſt, — Immer, wenn ich dich geſchaut, — Warſt du mir ein Augentroſt; — Mit der Büſche Laubgezelt, — Mit der Blüten Rötlichblau — Hebſt du wie ein Blumenfeld — Dich hervor aus grüner Au.

Nun, da ſchon der Roſenſtrauch — Ab den erſten Purpur ſtreift, — In des Juli warmem Hauch — Schon am Baum die Birne reift, — Längſt der Vögel Sang verſtummt, — Nur der Falter naſcht im Klee, — Nur durchs Feld die Biene ſummt, — Sagt der Sommer bald Ade.

Doch indem die Blüte fällt, — Räumt ſie gern der Frucht den Platz, — So auch du, mein blühend Feld, — Hüteſt einen goldnen Schatz, — Unter dir im Erdengrund — Wächſt willkomm'ne Hausmannskoſt, — Eine Frucht, geſund und rund, — Alt und jung zum Magentroſt.

Wenn ich drum in Sommers Pracht — Durch die blühenden Fluren geh', — Denk' ich gern der Winternacht, — Da dies Feld bedeckt mit Schnee, — Doch am Tiſch bei Lampenſchein — Sitzen Kindlein Kopf an Kopf, — Froh begrüßt dich groß und klein — Dampfender Kartoffeltopf.

Glaube und Sittlichkeit.

Der Verluſt der Religion führt notwendig zum Verluſt der Sittlichkeit. Denn die Sittlichkeit iſt eigentlich nichts anderes, als die Religion in praktiſcher Uebung, oder die Anwendung religiöſer Grundſätze auf die verſchiedenen Lebens- und Berufspflichten. Verwirf die chriſtliche Religion den chriſtlichen Glauben, und du mußt die chriſtliche Moral verwerfen, verwirf jede Religion und du mußt jede Moral verwerfen. Uebrigens eine Schlußfolgerung, welche die Apoſtel des Unglaubens ſelbſt aus ihren antireligiöſen Grundſätzen zogen.

„Tugend und Laſter, Recht und Unrecht", ſchreibt einer derſelben, „ſind Produkte der Menſchennatur, wie „Zucker und Vitriol". Und ein anderer verſichert, „nach ſeiner Lehre und Weltanſchauung ſtänden Schurken und Heilige auf einer Stufe, und er ſchiebe Jeſus und Judas auf gleiche Weiſe bei Seite."

Wenn die übrigen Anhänger des Unglaubens ihre Denkweiſe nicht in ſo kraſſer Form zum Ausdruck bringen, tatſächlich iſt es doch die Denkweiſe des Materialismus, und wie weit iſt der bis in die unterſten Volksſchichten verbreitet!

Feinere Leute dieſer Art gehen zwar nicht ſo weit, ſondern erklären: „die Moralität beſtände in Reinlichkeit, Sichfreihalten von Alkohol, in der Tätigkeit, in humanem, anſtändigem Umgange mit Menſchen." Dieſe Tugenden würden ihren veredelnden Einfluß auf das menſchliche Leben behalten, ſelbſt wenn das Chriſtentum und jede andere Religion abgeſchafft wäre.

Nach ſolcher Auffaſſung iſt Moralität nicht, wie man bisher allgemein angenommen, eine Gleichförmigkeit unſeres Verhaltens mit dem Geſetze Gottes, wie es auf den zwei Tafeln des Sinai in den 10 Geboten geſchrieben ſteht, ſondern ein Sichunterwerfen unter das Geſetz des Anſtandes. Dieſes künſtliche Geſetzbuch aber iſt veränderlich wie die Mode. Danach gilt ein Fleck auf dem Kleide mehr, als ein Makel auf dem Gewiſſen, ein Verſtoß gegen die Etikette mehr, als ein Vergehen gegen eines der zehn Gebote, ein Angriff auf die eigene Ehre mehr, als das Ungeheuerliche, wegen einer ſolchen Verletzung den andern vor die Piſtole zu fordern und den Vater von Weib und Kindern kaltblütig niederzuknallen.

In dieſem Geſetzbuch kennt ſich der ſchlaue Schwindler aus, der ſich das Eigentum anderer anzueignen verſteht, ohne in die Hände der Polizei zu fallen. Schon der ungerechte Verwalter im Evangelium, der die Schuldſcheine fälſchen ließ, kannte dieſes Geſetzbuch, und die zwei, die auf die Spitzbübereien eingingen, und ſelbſt der Herr, der ſeinen Verwalter deswegen als klug bezeichnet, kannte dieſes moderne Rechtsbuch. Es iſt das Geſetzbuch des modernen Lebemanns, der ſelbſt das Laſter anziehend macht dadurch, daß er es der neueſten Mode anpaßt und das Sichausleben als Menſchenrecht für ſich in Anſpruch nimmt.